

Moritz Bauerfeind und Rebekka Denz

Einführung in den Themenschwerpunkt: Das vergangene ländliche Judentum im deutschsprachigen Raum

Jüdisches Leben spielte sich im deutschsprachigen Raum über Jahrhunderte hinweg maßgeblich auf dem Land ab. Jüdinnen und Juden prägten ländliche Regionen mit und wurden umgekehrt durch diese auch geprägt. Sie übten im privaten und im (halb-)öffentlichen Raum ihre Religion aus, entwickelten neue Formen der Spiritualität und Gelehrsamkeit. Die jüdische Minderheit lebte in einer christlichen Nachbarschaft und trieb Handel mit der nichtjüdischen Bevölkerung. Ab dem 19. Jahrhundert besuchten jüdische Kinder gemeinsam mit christlichen die Schule. Erwachsene engagierten sich gemeinsam im allgemeinen Vereinswesen. Im ländlichen Raum lebten Jüdinnen und Juden mit, unter und neben der christlichen Mehrheitsbevölkerung. Auch antijüdische Anfeindungen, Übergriffe und Ausweisungen waren eine Grundkonstante jüdischer Siedlungsgeschichte. Der historische Aktionsraum jüdischen Lebens auf dem Land wird in der akademischen Forschung oft vernachlässigt, da sich diese zumeist auf die jüdischen Gemeinschaften in größeren Städten konzentriert. Die Tatsache, dass jüdische Geschichte über Jahrhunderte hinweg zuweilen in größeren, zuweilen in kleineren Gemeinschaften verstreut auf tausende Ansiedlungsorte stattfand, wird ausgeklammert. In seltenen Ausnahmefällen und im lokalen Rahmen konnten Jüdinnen und Juden auch selbst die Mehrheitsbevölkerung stellen. Ebenfalls muss bei der dichotomen Darstellung von christlicher Mehrheit zur jüdischen Minderheit bedacht werden, dass diese nur das Verhältnis der jeweils dominanten Denominationen abbildet und den Blick auf Minderheiten innerhalb der Gruppen oftmals verstellt.

Überblick: Jüdische Kultur im ländlichen Raum

Bereits im Mittelalter war der jüdischen Minderheit eine stabile Ansiedlung in den Städten zumeist verwehrt worden. Spätestens mit dem Dreißigjährigen Krieg wurde der ländliche Raum *das* Hauptsiedlungsgebiet von Jüdinnen und Juden in Mitteleuropa. Die herrschaftliche Zersplitterung war in manchen Gegenden ausgeprägter als in anderen. Sie begünstigte die Ansiedlung und schuf für sie besondere Voraussetzungen. Die jüdische Minderheit fand eine wirtschaftliche Nischenexistenz, die sie überwiegend in Armut ihren Alltag fristen ließ. Ländliche jüdische Gemeinden schufen sich eine religiöse Infrastruktur. Jüdische Friedhöfe oder die baulichen Relikte ehemaliger Betstuben, Synagogen, Mikwen oder jüdischer Bildungseinrichtungen zeugen bis heute davon.

Im 19. Jahrhundert erfolgte schrittweise die rechtliche Gleichstellung, die auch die Niederlassungsfreiheit mit sich brachte, meist aber in der alltäglichen Anwendung unvollständig blieb und eine vollständige Emanzipation nicht gestattete. Jüdinnen und Juden wanderten ins Ausland aus, vor allem in die ‚Neue Welt‘, oder in die (über-)regionalen Städte ab. Das ländliche Judentum befand sich um 1900 in einer Phase des immensen Wandels und durch die voranschreitende Urbanisierung vielerorts in einem fortgeschrittenen Auflösungsprozess. In der NS-Zeit wurde dieses einstig

blühende und regional tief verwurzelte jüdische Leben gewaltsam beendet, sofern es von der deutschen Besatzungsmacht betroffen war.

Nach 1945 kehrten nur wenige Überlebende in ihre frühere Heimat in die teilweise neu entstandenen und geordneten Staaten im Europa der Nachkriegszeit zurück. In den größeren Städten und Großstädten der Bundesrepublik Deutschland gründeten nach der Schoa Jüdinnen und Juden unterschiedlicher, häufig osteuropäischer Herkunft jüdische Gemeinden, die ab den 1990er Jahren mit dem Zuzug aus dem Raum der GUS (Gemeinschaft unabhängiger Staaten) stark anwuchsen. Heute gibt es nur wenige historische Synagogen im ländlichen Raum, in denen wieder (regelmäßig) Gottesdienste gefeiert werden. Die Synagoge in der Kleinstadt Felsberg (Hessen) sei als Beispiel genannt, die von der wiedergegründeten jüdischen Gemeinde seit 2022 wieder genutzt wird. Heutiges jüdisches Leben in Deutschland, Österreich und der Schweiz ist folglich mehrheitlich in der Stadt zugegen.

Gegensätze oder Gemeinsamkeiten: Land und Stadt

Der Blick auf das ländliche Judentum bedeutet auch, immer den Blick auf den vermeintlichen Gegenpart zu richten – jüdisches Leben in der Stadt. Die Dichotomie wird häufig mit zwei Begriffen verbunden und somit zugespitzt: Tradition und Moderne.

Das Begriffspaar ‚Tradition‘ und ‚Moderne‘ prägt unser Bild von jüdischer Geschichte und Kultur bis heute. Der Dualismus „Land = Stagnation“ und „Stadt = Fortentwicklung“ ist ein in der Wissenschaft gängiges Muster, das hinterfragt werden sollte. Das Verhältnis von Stadt und Land wird zumeist als Einbahnstraße – als Entweder-Oder, Stadt oder Land – betrachtet.¹

Auf dem Land wurde jüdisch gelebt wie in der Stadt. Das Judentum hat sich durch die Verlagerung jüdischen Lebens von der mittelalterlichen Stadt auf das frühneuzeitliche Land und im 19. Jahrhundert durch die erneute Urbanisierung nicht wesentlich verändert: Das Judentum als ‚System‘ musste dazu in der Lage sein, sich aus sich heraus zu reformieren, und ist dies bis heute noch. Es passt sich an die von außen und von innen herangetragenen oder aufgezwungenen Bedingungen an. Beispielsweise gab es in beiden Siedlungsformen die Notwendigkeiten der gleichen Einrichtungen zur Sicherung für das Gemeindeleben elementarer Bedürfnisse: Friedhof, Synagoge und Mikwe. Alle drei zusammen machten die Grundausrüstung aus – sei es auf dem Dorf, in der Kleinstadt oder in der Stadt.

Der aus München stammende US-amerikanisch-jüdische Soziologe Werner Cahnman befasste sich mit den Begrifflichkeiten ‚Stadtjude‘ bzw. ‚Landjude‘. Er schrieb in seinem Aufsatz „Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus“² im Jahr 1974: „Bei alledem waren die Landjuden nicht jüdische Bauern, sondern Städter, die in die Dörfer verschlagen waren. Das ergibt sich aus der Wanderungsgeschichte des ausgehenden Mittelalters.“³

¹ Beim Internationalen Nachwuchsworkshop ‚Ländliches und städtisches Judentum im Spannungsfeld von Tradition und Moderne‘ der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. im März 2021 wurde konzentriert über diese Frage reflektiert, vgl. online unter: <https://v-j-s.org/projekte/nachwuchstagungen/> [19.02.2024].

² Cahnman, Werner J.: Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus, in: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974), 2, S. 169–193.

³ Cahnman, Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus, 1974, S. 191.

Der Frage von Unterschied und Gemeinsamkeit zwischen jüdischem Stadt- und Landleben kann also auch soziologisch auf den Grund gegangen werden. Nicht der bloße Typus beziehungsweise die Einwohnerstärke des Wohnorts sind Kriterien, sondern ebenso welchem sozialen Milieu die Person oder Gruppe angehörten. Jüdinnen und Juden lebten zwar in Dörfern, waren aber insofern nicht Teil des Dorfes, wenn dieses erstens bäuerlich geprägt war und zweitens Jüdinnen und Juden wenig Anteil an dem vorherrschenden Wirtschaftszweig hatten. Waren Jüdinnen und Juden also Städterinnen und Städter auf dem Dorf?

„Die Dorfjuden, die im achtzehnten Jahrhundert in elenden Verhältnissen gelebt hatten, wurden im neunzehnten Jahrhundert die Vorkämpfer der Modernität.“⁴ Hier bezog sich Cahnman auf jüdische Dorfbewohnerinnen und -bewohner, welche die sogenannte Moderne auf das Dorf brachten. Damals wie heute wird die Stadt mit Modernität beziehungsweise Fortschritt und das Land mit Rückständigkeit bzw. Tradition verknüpft und zuweilen gleichsetzt. Cahnman formulierte im Kontext der Verstädterung im langen 19. Jahrhundert weiter: „Nichtsdestoweniger brachten die Dorfjuden, die in die Stadt zogen, dörfliche Eigenschaften in die Städte mit. [...] Mancher frühere Dorfjude fand, daß die Gepflogenheiten, mit denen er aufgewachsen war, in der Stadt sinnlos (,altmodisch‘) geworden waren. Sie wurden aufrechterhalten, um die Gefühle der Eltern, solange sie am Leben waren, nicht zu verletzen, dann wurden sie aufgegeben. Dorfjudentum und dörfliche Umwelt schienen ein und dieselbe Sache zu sein.“⁵ Waren Juden also erst Städter auf dem Dorf und später Dörfler in der Stadt? Wie die Ausführungen von Cahnman zeigen, ist der Aspekt des Generationenwechsels als weiterer Faktor zu berücksichtigen. Kinder führten ein anderes Leben als ihre Eltern, insbesondere in Zeiten der allgemeinen Säkularisierung, der zunehmenden Diversität an Lebensentwürfen, die sich im 20. Jahrhundert ihren Weg gebahnt hat. Hierin wiederum hebt sich die jüdische Gemeinschaft in ihrer Zeit kaum von der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft ab, die ebenso von alles durchdringenden Verwerfungen und Umwälzungen betroffen war.

Auch die Erinnerungen von Hugo Mandelbaum⁶ an seine Kindheit als Sohn des jüdischen Lehrers auf dem fränkischen Land laden zum Zurücklassen einiger stereotyper Vorstellungen hin zu einer Öffnung im Sinne der Mehrdimensionalität ein:

„Die Stärke des süddeutschen Judentums liegt [...] in dem tiefverwurzelten einfachen Leben seiner dörflichen Gemeinden. Aber wir sollten bedenken, dass, wenn wir von *geonim*, wie dem Maharam von Rothenburg sprechen, dass die Stadt, auf die es sich bezog, ein kleines ländliches Städtchen war. Und es war in einer weiteren kleinen bäuerlichen Gemeinde, Sulzbach in Württemberg, wo das Shass gedruckt wurde, das in ganz Deutschland verwendet wurde, bis das Vilna Shass veröffentlicht und eingeführt wurde.“⁷

⁴ Cahnman, Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus, 1974, S. 191.

⁵ Cahnman, Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus, 1974, S. 192.

⁶ Siehe zu Mandelbaum auch den Beitrag von Axel Töllner. Mandelbaum wurde 1901 in Sommerhausen in der Nähe von Würzburg geboren. Sein Vater war der örtliche jüdischer Lehrer. Hugo Mandelbaum wurde später selbst Lehrer und Autor mehrerer Schulbücher für den Unterricht an jüdischen Schulen. Er überlebte die Schoa durch die Flucht in die USA.

⁷ Mandelbaum, Hugo: Jüdisches Leben in süddeutschen Dorfgemeinschaften, übersetzt von Christa-Maria Gerth und selbst verlegt, Sommerhausen 2014, S. 132. Hervorhebung im Original. ‚Geonim‘ ist der Plural von ‚Gaon‘, Hebräisch für Herrlichkeit, und war im Mittelalter eine Bezeichnung für jüdisch-religiöse Autoritäten. Der Maharam von Rothenburg,

Mandelbaum betonte, dass jüdische Gelehrsamkeit sich über Jahrhunderte aus dem ländlichen Raum speiste. Er traute dem ländlichen Raum zu, Tradition und Fortschritt miteinander zu verbinden und in Einklang zu bringen. Er brachte damit eine der Grundkonstanten der jüdischen Kultur zum Ausdruck, wie es sich auch in den Beiträgen dieses Themenheftes von Medaon nachlesen lässt.

Die Beiträge

Die Forschung zum ländlichen Judentum in den deutschsprachigen Ländern steckt nicht mehr in den Kinderschuhen, bedarf aber weiterer Impulse, auch um bisher erarbeitete Ergebnisse miteinander in Beziehung zu setzen. Dies war einer der Gründe dafür, dass das vorliegende Themenheft hinsichtlich der Autorenschaft und Inhalte transdisziplinär konzipiert wurde. Ganz bewusst wurden wissenschaftliche Artikel, Quellenbeiträge und Miszellen mit Bezug zum Schwerpunktthema in die Ausgabe aufgenommen, um die Breite der Forschungslandschaft sichtbar werden zu lassen. Erfreulicherweise gelang es, Beiträge aus verschiedenen Regionen des historischen deutschsprachigen ländlichen Judentums in dieser Ausgabe präsentieren zu können.

Vier wissenschaftliche Artikel eröffnen das Heft und öffnen den Blick auf die thematisch facettenreiche Geschichte des ländlichen Judentums vom Elsass, über die Schweiz und Österreich bis nach Franken. Der Beitrag von Astrid Starck-Adler vermittelt die Konturen des Landjudentums und seiner Sprache im Elsass. Der Überblick wird am Beispiel verschiedener Quellen – einer jiddischen Zeitung, eines Briefs sowie weiterer historischer und literarischer Texte – ausgearbeitet. Patrik Süess widmet sich im folgenden rechtlichen Fragen, die Einbürgerung und Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in der Schweiz betreffend. Er beleuchtet das Themenfeld in Form einer Mikrostudie, in der zwei Dörfer im Kanton Aargau behandelt werden. Die gewählte Perspektive ist die der nichtjüdischen Akteure, die den Rechtsrahmen für die jüdische Minderheit definierten. Die ‚Reise‘ durch die Geschichte des ländlichen Judentums setzt sich fort in Richtung Österreich. Raphael Einetter widmet sich der Frage „Was blieb von der Jüdischen Schule in Hohenems?“. Er behandelt das jüdische Schulwesen in diesem Ort in Vorarlberg vom 17. Jahrhundert bis zur Schließung der Jüdischen Schule in den 1910er Jahren und spannt einen Bogen bis in die Jetztzeit. Der vierte, die Rubrik abschließende Beitrag fokussiert sich auf die Jüdisch-christlichen Wahrnehmungen in fränkischen Landgemeinden. Axel Töllner untersucht hierfür Quellen christlicher und jüdischer Provenienz und lädt die Leserinnen und Leser damit zu einem Wechsel der Perspektiven ein.

Drei Beiträge in der Rubrik ‚Quellen‘, verfasst von Autorinnen beziehungsweise einem Autor der Bamberger Judaistik, schließen sich den wissenschaftlichen Artikeln an. Tina Weidemann reflektiert über jüdische Friedhöfe als judaistische Quellen am Beispiel von Aufseß in Franken. Susanne Talabardon führt in die Synagogenordnung aus dem fränkischen Hammelburg ein und liefert die Quellenabschrift nebst ausführlicher Kommentierung. Moritz Bauerfeind beschäftigt sich intensiv mit der in der Synagoge

auch Rabbi Meir von Rothenburg, war ein wichtiger Rabbiner und Talmudgelehrter des 13. Jahrhunderts. ‚Shass‘ ist eine andere Bezeichnung für den Talmud.

Bern gehaltenen Predigt des Rabbiners Moses Nordmann aus Hégenheim, die er in den Kontext der Zeit stellt.

Das Schwerpunktthema findet in der Rubrik ‚Miscellen‘ mit drei Beiträgen seine Fortsetzung. Der Text von Katrin Keßler widmet sich dem Spannungsfeld von jüdischen Friedhöfen und Antisemitismus mit dem Fokus auf dem ländlichen Raum. Karin Eben beschreibt das Projekt der Ad-hoc-Arbeitsgruppe ‚Juden in Bayern‘, die an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt ist. Den Abschluss bildet der Beitrag von Werner Sulzgruber unter der Überschrift „Die jüdische Bevölkerung in der Buckligen Welt und im Wechselland“ über ein Projekt in Österreich.

Konzipiert und betreut wurde die vorliegende Themenausgabe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die auf verschiedene Weise mit der Professur für Judaistik an der Universität Bamberg eng verbunden sind. Die Inhaberin der Professur Dr. Susanne Talabardon ist die Ideengeberin dieses Zeitschriftenvorhabens. Ja noch mehr, sie begeistert die Initiatorinnen und Initiatoren dieser Medaon-Ausgabe seit vielen Jahren unentwegt für ihr Forschungsfeld „Ländliches Judentum“. Tina Weidemann entwickelte gemeinsam mit Susanne Talabardon und Rebekka Denz das Konzept des Themenheftes. Alle drei gewannen Autorinnen und Autoren sowie Gutachterinnen und Gutachter. Für die konkrete Umsetzung der Zeitschriftenausgabe fanden sich als Team Moritz Bauerfeind und Rebekka Denz zusammen.

Wir danken dem Team von Medaon für die erquickliche kollegiale Zusammenarbeit. Thomas Fache als ‚Türöffner‘ und Larissa Bothe als zuverlässige, versierte und beharrliche Begleiterin bis zur Fertigstellung.

Zitiervorschlag Moritz Bauerfeind und Rebekka Denz: Einführung in den Themenschwerpunkt: Das vergangene ländliche Judentum im deutschsprachigen Raum, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 18 (2024), 34, S. 1–6, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_34_bauerfeind_denz.pdf [dd.mm.yyyy].

Zum Autor Moritz Bauerfeind befasst sich in seinem Dissertationsprojekt mit dem Wirken reformorientierter Rabbiner in Franken und dem Elsass auf die jüdische Emanzipation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Assistent für Jüdische Geschichte am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel arbeitet er seit Februar 2020.

Zur Autorin Rebekka Denz ist für das Israel Jacobson Netzwerk tätig und in mehrere Projekte der Professur für Judaistik an der Universität Bamberg involviert. Sie ist Herausgeberin der judaistischen Buchreihe *Pri haPardes* und des Onlinenetzwerks *Centralverein.net*. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der jüdischen Frauen- und Geschlechterforschung, des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der jüdischen Geschichte in Franken und der Genisaforschung.